

*Ludwig Hasler*

## Gibt es eine Schweizer DNA? Den Homo Alpinus?

Wie kommt es, dass wir als Jugendliche und Greise dieselbe Person sind wie schon als Baby – obwohl wir uns im Laufe der Zeit gründlich verändern? Die Frage beschäftigte vor längst 300 Jahren den englischen Philosophen John Locke. Seine Antwort: Es ist das Erinnern, das eine persönliche Identität stiftet. Zum Verständnis schlug er folgendes Gedankenexperiment vor: Eines Morgens wacht ein Fürst mit den Erinnerungen eines Schusters auf und der Schuster mit den Erinnerungen des Fürsten. Der Fürst erwacht wie üblich in seinem Palast, äusserlich ist er dieselbe Person, die er war, als er sich schlafen legte. Da er jedoch statt seiner eigenen Erinnerungen die des Schusters hat, meint er, der Schuster zu sein. Körperliche, dingliche, äussere Kontinuität ändert nichts daran. In der Frage der persönlichen Identität zählt allein die psychische Kontinuität.

Gilt das ebenso für Fälle der kollektiven Identität? Zählt auch da allein die Erinnerung, die gefühlte Kontinuität? Woran erinnern sich Schweizerinnen und Schweizer, wenn sie mal aufwachen? An Wilhelm Tell? An das Gotthardmassiv? An Alfred Escher? An Nicolas Hayek? An Heidi? An Schellen-Ursli? „Heidi“ ist der erfolgreichste Schweizer Film aller Zeiten. Xavier Kollers „Schellen-Ursli“ hält einigermaßen mit. Beide erzählen vom einfachen glücklichen Leben in den Bergen. Bleibt das die Erinnerungskulisse der Schweizer Identität: die unverbogene Natürlichkeit alpiner Hirten und Bauern?

Vor gut 300 Jahren, John Locke hatte sich kaum für Schusters Erinnerung entschieden, da schien die Identität der Schweiz erstmals durchschaut. Johann Jakob Scheuchzer, der international geachtete Naturforscher, Arzt in

Zürich, hatte die Erdgeschichte erkundet, speziell über „die Schönheit und Nützlichkeit der Alpen“ nachgedacht. Und weil er in jeder Etappe der Entwicklung das Resultat eines göttlichen Impulses sah, verstand er die Alpen nicht einfach als natürliche Faltung von Erdschichten, sondern als pädagogische Kulissenbildung zur Erziehung des einheimischen Geschlechts. Dieses Geschlecht nannte Scheuchzer den „Homo Alpinus“, auch mal den „Homo Alpinus Helveticus“. Dessen Charakter leitete er quasi naturwissenschaftlich ab von der Kunst und Not, unter alpinen Konditionen zu überleben. Lange vor Charles Darwin sah er eine natürliche Auslese am Werk. Unter ihrem Diktat passte sich der Homo Alpinus den kargen Umständen an, er musste physisch mindestens „gesund und kräftig“ sein, er konditionierte überdies soziale Vorzüge, sagte Scheuchzer, er wurde „redlich und gerecht, mutig und tapfer“, zwangsläufig auch „bescheiden“. Der Homo Alpinus betrieb also die Anpassung nicht nur anpasserisch, sondern produktiv so, dass er dabei Eigenschaften ausbildete, die es ihm erlaubten, nicht in den spärlichen Ressourcen der Natur zu verhocken. Er erwarb ein speziell helvetisches Set kultureller „Tugenden“, kraft derer er die natürliche Armut bereichern konnte.

Diese Sicht war damals schon eine Mischung aus Empirie und Ideologie. In die Realgeschichte der Schweiz hatten sich bereits um 1600 die Hugenotten eingemischt, keine Berglertypen, eher die Vorhut der Moderne, sie kamen als Flüchtlinge in die Schweiz und begründeten zwei Branchen, die die Schweiz später erfolgreich machen sollten: Uhrenbranche (z.B. Jaeger LeCoultre) und Finanzbranche (z.B. Bank Sarasin). Typisch, dass die „Identität“ der Schweiz selbst dann, wenn die reale Schweiz sich längst in Technik, Handel, Industrie hervor tat, gebunden bleibt an die Alpen, ihrem Herkunftsort. Vermutlich darum ist Heidi so beliebt, so verbindlich für das Schweizer Selbstverständnis. Heidi, der Parade Fall dessen, was Psychologen

„Selbstidentität“ nennen: Fühlen und denken und erleben stimmen komplett überein. Heidi, das Mädchen, ist mit sich im Reinen, jedenfalls wieder. Es wurde nach Frankfurt verpflanzt, in die Zivilisation, es lernt lesen und schreiben, die Stadtluft macht es aber gar nicht frei, eher krank und unglücklich. Also zurück ins Bergparadies. Die Moral von der Geschichte: Was ein (Schweizer) Mensch braucht für sein Glück, ist das einfache alpine Dasein ohne Entfremdung, ohne das Fremde überhaupt. Mit sich im Reinen sein bedeutet: im Naturzustand wurzeln. Natur (Berg, Alp, Milch, Käse) ist gut, Zivilisation (Stadt, Technik, Kultur) ist zwiespältig.

Facetten dieser Mentalität waren im späten 19. Jahrhundert in manchen europäischen Ländern verbreitet. Man spürte die Negativfolgen von Technisierung und Urbanisierung, von Rationalisierung auf bald allen Parzellen des gesellschaftlichen Lebens, man beklagte den Zerfall der Werte und der nationalen Identität, wünschte reflexartig eine Rückkehr zum unberührten Zustand vor der Zivilisation. Was die Schweizer Reaktion von andern unterschied, macht die Basler Soziologin Franziska Schutzbach (Der Alp-Traum, in: Das Magazin 49/2015) plausibel: In den meisten Ländern hängte man sich an neuromantische Strömungen, an Heimatkunst, an völkische Weltanschauungen. Der Schweiz war völkisches Denken fremd, hatte sie es doch geschafft, den Staat auf Diversität und Differenzen zu bauen. Weil alle üblichen Merkmale nationaler Identifikation wegfielen (gemeinsame Sprache, Religion, Ethnie), bot sich als Alternative an: Boden statt Blut/Rasse. Die Berge, namentlich der Gotthard, als Hort zeitloser Identität. Als Fels der Wehrhaftigkeit nicht nur gegen Feinde von aussen, auch gegen die Erosion durch die Moderne.

Ein ziemlich raffiniertes Konstrukt. Wir sehen uns, sagt Franziska Schutzbach, als Kinder einer vorgesellschaftlichen Natur, also sind wir (als

Volk) unschuldig, selbst wenn wir uns auf zweideutige Händel einlassen, wir haben mit Zweideutigkeiten der Moderne nichts am Hut, im Härtefall ziehen wir uns an den Gotthard zurück, von dem wir stammen: Wir haben in unserer gradlinigen Unabhängigkeit immer recht, wir dürfen uns nur nicht irritieren lassen durch Interessen und Ansprüche anderer.

Aber funktioniert diese Parallele? Der Fürst erwacht mit der Erinnerung des Schusters – und ist Schuster. Schweizer erwachen (selbst wenn sie als Physiker am CERN arbeiten) mit der Erinnerung alpiner Hirten – und sind alpine Hirtentypen?

Schon die individuelle Identität ist schwer zu identifizieren. Oder glaubt jemand, wir kämen mit einem kompakten Kern unverwechselbarer Merkmale auf die Welt? Etwa so, wie Christen sich vorstellen, der Schöpfergott habe ihnen eine höchst persönliche Seele eingehaucht, die sich bis in alle Ewigkeit identisch durchhalte? Sogar in dieser kreationistischen Variante muss die Seele sich stets auch selber bestimmen, durch die Art, wie sie während ihres irdischen Aufenthalts kämpft oder klein beigt, sich bewährt oder scheitert, mit welchen Kräften – den Guten, den Bösen – sie paktiert, mit wem sie sich anlegt. Noch die Identität aus Gottes Hand formt sich, sie ist kein Tatbestand, sie bildet sich geschichtlich erst aus, indem sie sich täglich für eine Linie entscheidet, sie bleibt jederzeit wandelbar, gar umkehrbar, siehe Magdalena, siehe Franz von Assisi. Ja, wahrscheinlich wachsen ausgerechnet „bekehrte“ Identitäten zu vollen Identitäten heran, weil sie – anders als genügsamere Seelen – sämtliche Strebungen einbinden in ihre neue Lebensfülle.

So verhält sich erst recht die säkularisierte Identität. Der Mensch wird als Person geboren, zur Ich-Identität muss er sich formen. Kein Ich beginnt mit

sich selber. Es erwacht aus seinem Schlaf in Geschichten. Es lebt erst einmal aus Vorgeschichten, zu denen es praktisch nichts zu sagen hat: Ich wurde nicht gefragt, in welche Familie ich geboren werden wolle, in welche Zeit, mit welchen Anlagen. Das heisst: Meine Identität lebt von Vorgaben, die nicht ich wählte. Ich bin bis in meine intuitiven Reaktionen geprägt von familiären Vorgeschichten, von stammesgeschichtlich angesammelten Erfahrungen. Ist meine Identität das Produkt meines Stammbaumes? Muss, wer sich auf Identitätssuche macht, Ahnenforschung betreiben?

Kann sich lohnen. Und doch ist, was mich ausmacht, nicht einfach die Summe meiner speziellen Mixtur aus Anlagen und Mitgiften. Es ist eher die Art, wie ich mich verhalte zu den Vorgeschichten, deren Fortsetzung ich bin. Die Art, wie ich mich verständige mit Triebdynamiken und kulturellen Routinen, in die ich ungefragt losgeschickt wurde. Die Art, wie ich – mit dem Programm meiner Wurzeln „kommunizierend“ – mich selber bestimme, mal rebellisch, mal freundlich. Was wir „Identität“ nennen, ist exakt nie identifizierbar. Sie gleicht mehr einer Erzählung als einem Faktum. Einer Erzählung ohne Anfang, ohne Ende. Sie spricht mit sich und spricht mit den Dingen der Welt, sie vergleicht sich mit anderen, fühlt sich angezogen oder irritiert, sie korrespondiert mit anderen Identitäts-Erzählungen, grenzt sich ab oder passt sich an, sie macht sich einen Reim auf aktuelle Ereignisse, stimmt sie ab mit ihrem bisherigen Selbstverständnis oder verwandelt sich mit ihnen.

Identität, eine Frage der narrativen Gestaltungskraft. Lässt sich das auf die CH-Identität übertragen? Ist auch sie mehr Erzählung als Faktum? Stecken wir auch kollektiv in einer Erzählung drin, die wir nur notdürftig messen können an einer „Realität“ jenseits der narrativen Verstrickung? Wahrheit ist (nach Nietzsche) das, worauf eine Gesellschaft sich einigt, um eine

gemeinsame Spielanlage zu haben. Die Pflicht, sich an sie zu halten, entspricht der „Verpflichtung, nach einer festen Konvention zu lügen“ – nach „Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind“.

Aber gibt es denn nicht einen festen Kern von spezifisch schweizerischen Merkmalen, die automatisch verinnerlicht, wer hier aufwächst? Einen Kanon von Werten und Tugenden und Abwehren, den wir uns nicht ausgesucht haben, der sich vielmehr im Laufe der Geschichte ausgebildet hat? Hat Johann Jakob Scheuchzer nicht recht, wenn er die CH-Sippe als Produkt der einmaligen alpenländischen Topografie sieht? Bloss wächst diese Identität nicht so natürlich aus der Erde wie ein Blumenkohl. Sie formt sich mindestens so kräftig gegen diese Erde, als Strategie wider die Schicksalhaftigkeit der natürlichen Bedingungen.

Ich stelle mir das so vor: Der Schöpfergott hat die Schweiz als fabelhaftes Panorama hingebastelt – allerdings nichts darunter versteckt, keine Bodenschätze, kein Öl, kein Kobalt, kein Zink, keine Diamanten. Fels, Stein, Enzian, basta. So lernten wir früh: Wir haben keine Wahl, wir müssen uns selber helfen, das Leben selber in die Hand nehmen, dürfen nie klein begeben. Das war schiere Überlebensnotwendigkeit, kein souveräner Entschluss. Wir waren voralpine Kleinbauern, der unberechenbaren Natur ausgeliefert. Diese engen Verhältnisse formten einen Menschentyp mit eingefleischten Arbeitstugenden (Fleiss, Beharrlichkeit, Verlässlichkeit ...) und Mentalitäten (Bauernschlauheit, Unabhängigkeitsdrang ...). Indem er sich den Umständen anpasste, machte er sich stark. So konnte sich die Not zur Tugend wenden. Wanderten noch im 19. Jahrhundert Tausende aus, um nicht zu verhungern, geriet das späte 20. Jahrhundert zur Erfolgsstory. In sämtlichen globalen Rankings Spitze: die Reichsten, die Stabilsten, die Innovativsten. Ein Land in Bestform, begehrt, beneidet, überlaufen.

Mit Kleinbauern-Mentalitäten an die Weltspitze. Überlebt das die „alpine“ Identität? In John Lockes Verständnis durchaus: als Kontinuität des Erinnerns. Real erodiert sie zwangsläufig. Mit Tugenden kleiner Leute kann man gross und reich werden. Aber auf Dauer reich sein? In einer Wohlstandsgesellschaft sind oder scheinen bestimmte Tugenden schlicht nicht mehr plausibel. Die Skala der Werte gruppiert sich neu. Exemplarisch das Verhältnis von Freiheit und Sicherheit: Als wir wenig hatten, setzten wir auf Freiheit, Vorankommen, Zukunft. Seit wir wohlhabend sind, wollen wir, was wir haben, partout sichern. Wir reden zwar viel und mit Pathos von Freiheit und Unabhängigkeit, doch in jedem Zweifelsfall zieht Freiheit den Kürzeren gegenüber Sicherheit.

Ähnlich nutzen sich andere Merkmale ab, die damals Johann Jakob Scheuchzer hervorgehoben hatte: Gesundheit, Kraft, Mut, Tapferkeit. Vergangenes Jahr feierten wir 700 Jahre Schlacht am Morgarten, die Erzählung vom brutalen Sieg der Eidgenossen über die Habsburger: Die Ritter, hochgerüstet bis zur Unbeweglichkeit, fanden kein Mittel gegen die bauernschlaun Einheimischen, die sie mit einer Lawine von Geröll und Baumstämmen überrumpelt haben sollen. Die Qualitäten, die in der Erinnerung zum Sieg geführt haben, schreiben wir uns gerne noch heute zu: Widerstandsgeist, Bodenhaftung, Beweglichkeit. Nur geht es uns inzwischen so fabelhaft, dass von morgartenmässiger Robustheit nicht viel übrig bleibt. Gingen die jungen Männer überhaupt noch hin – oder eher zum Psychiater, zwecks Dispens? Die Schweiz ist auch Weltspitze in Psychiatriedichte: 46 psychiatrische Praxen pro 100 000 Einwohnern. 2,2 Millionen Menschen im Land sind chronisch krank. 40 Prozent aller Erwerbstätigen fühlen sich „erschöpft“. Ganz frei von Ironie wird von einem

„Postholiday-Syndrom“ gesprochen: Wer vom Urlaub zurück an die Arbeit kehrt, leide unter „depressiver Verstimmung“.

Robuste Bergtypen? Wir sind eine alternde Wohlstandsgesellschaft. Das mischt die klassischen CH-Werte auf: Fleiss, Ausdauer, Hunger, Biss? Eher sind wir selbstgenügsam geworden, rasch gestresst, bei schwindender Widerstandskraft. Freiheitsdrang wird vom Sicherheitsbedürfnis überholt: Mit Sicherheit weniger Freiheit. Wechseln wir damit unsere Identität? Als Erzählung taugt die alte Version der kräftigen freiheitsliebenden Bergler weiterhin. Sie ist ja – als Erinnerung – nicht falsch, wir müssen sie bloss weiter erzählen, in die reale Gegenwart hinein. Problematisch wird sie, wo wir uns einreden, sie entspreche akkurat unserer aktuellen Form. Damit bösste sie ihre wichtigste Kraft ein: uns ein Stern der Selbstverständigung zu sein im alltäglichen Durcheinander.

Wie die CH-Identität durchs 21. Jahrhundert kommen kann? Sie wird sich – wie die persönliche Identität – bewegen müssen. Die traditionelle Bergler-Mentalität kann als kräftiger Wurzelstock überleben, als knorriger Charakter, als Reflex der Unabhängigkeit. Was oben ausschiesst und Früchte treibt, das muss sich neu ausrichten – vor allem in zwei Hinsichten. Zunächst muss sie Allianzen eingehen, muss erkennen, dass auch sie von „Biodiversität“ profitiert, seit den Hugenotten im 17. Jahrhundert, wie gesagt, in jüngster Zeit mit der Italianisierung der Schweizer Lebensart. Wir brauchen Verjüngung, auf vielen Parzellen. Mit Kariem Hussein haben wir endlich einen Leichtathletik-Europameister, ein Thurgauer, kein altes Thurgauer Geschlecht. Jetzt ziehen auch einheimische nach: Heidi Diethelm Gerber, Schützin mit Olympia-Auszeichnung. Das Alinghi-Rezept: Frische Kräfte aus aller Welt ins Schweizer Boot holen. Die ETH macht es vor. Aber



dazu braucht es einen Geist, der ganz anders gestimmt ist als die Gotthard-Verteidigung.

Sodann muss die traditionelle Identität, die mit Natur (Alpen, Berg) sympathisiert, Moderne samt Technik aber als Feindin sieht (siehe Heidi), Schluss machen mit ihrer einseitigen Parteilichkeit. Die Schweiz, die seit Jahrzehnten von sich von und mit und dank Technik leben, macht sich zur Karikatur, wenn sie wie der Alpöhi auftritt, sobald sie auf Identitätssuche ist. Der Fels unter mir, das Sternenzelt über mir, das Schwingfest vor mir: Diese Schweiz hat ihren Platz in der Agenda freizeitlicher Unterhaltung.

Die schwierigste Aufgabe für die CH-Identität wird sein: Sie muss einsehen, dass künftig so gar nicht erstrebenswert ist, mit sich im Reinen zu sein. Erfolgreich wird nur eine Identität sein, die nicht einmal mit sich selbst komplett identisch ist.

---